

Gegenrede: Lust und Last des Lehrens

Ohne Show kein Flow?

Während früher Lehren und Lernen nach dem Motto „Vortrag, auswendig lernen, Papageienprüfung“ geschah, müssen sich heutzutage Lehrer und Dozenten als Entertainer und Showmaster engagieren. Denn Lernen muss Spaß machen, alle Sinne ansprechen, anstrengend darf es auf keinen Fall sein. Und so verausgaben sich viele Lehrende bei der Veranstaltung reiner Bühnenfeuerwerke und versuchen mithilfe abwechslungsreicher Methoden und medialer Errungenschaften, die Lernenden in ihren Bann zu ziehen. Dass Lernen so besser funktioniert, ist aber empirisch gar nicht recht bewiesen.



Autor |
Prof. Dr. Werner Michl,
Professor für Sozialwissen-
schaften, Technische Hoch-
schule Georg-Simon-Ohm

werner.michl@
th-nuernberg.de

Wir alle müssen zugeben, dass wir in Schule und Hochschule gelangweilten Lehrern und Professoren nur durch einen kurzen Powernap (für Fremdwortgegner: Tageschlaf), Schiffe versenken unterm Tisch oder Hausaufgaben für die nächste Stunde machen, entkommen sind. Oft mussten wir eine unbändige Müdigkeit meistern. Beim Gähnen bestand die Gefahr, dass sich die Halsmuskeln verkrampften; ein eindeutiger Fall für die Gähnforschung (für Fremdwortfreunde: Chasmologie).

Peter Handke (1992, S. 10) hat dies in seinem „Versuch über die Müdigkeit“ beschrieben: „Die Müdigkeit in den Hörsälen ließ mich mit den Stunden im Gegenteil sogar aufsässig oder aufbegehrend werden. Es war in der Regel weniger die schlechte Luft und das Zusammengezwängtsein der Studentenhunderte als die Nichtteilnahme der Vortragenden an dem Stoff, der doch der ihre sein sollte. Nie wieder habe ich von ihrer Sache so unbeseelte Menschen erlebt wie jene Professoren und Dozenten der Universität ...“. Ja, früher mag das so gewesen sein; Handke ist auch nicht mehr der Jüngste.

Peter Handke (1992, S. 10) hat dies in seinem „Versuch über die Müdigkeit“ beschrieben: „Die Müdigkeit in den Hörsälen ließ mich mit den Stunden im Gegenteil sogar aufsässig oder aufbegehrend werden. Es war in der Regel weniger die schlechte Luft und das Zusammengezwängtsein der Studentenhunderte als die Nichtteilnahme der Vortragenden an dem Stoff, der doch der ihre sein sollte. Nie wieder habe ich von ihrer Sache so unbeseelte Menschen erlebt wie jene Professoren und Dozenten der Universität ...“. Ja, früher mag das so gewesen sein; Handke ist auch nicht mehr der Jüngste.

Ohne Medien die Zuhörer fesseln

Aber Hand aufs Herz, beileibe nicht alle Lehrer, Professoren und Erwachsenenbildner waren langweilig und ermüdend. Viele waren begeisternd und beseelt, liebten ihr Fach, lehrten gerne und sahen es als Geschenk an, jungen Menschen etwas beizubringen. Anton Čechov (Buchausgabe 1997, S. 19) beschreibt

in „Eine langweilige Geschichte“, die natürlich alles andere als langweilig ist, einen alten Professor, der in der Hörsaal tritt: „Bei meinem Erscheinen stehen die Studenten auf, setzen sich wieder, und urplötzlich verstummt das Brausen des Meeres. Windstille tritt ein. Ich weiß, worüber ich lesen werde, weiß aber nicht, wie ich lesen werde, womit ich anfangen und womit ich enden soll. Im Kopf habe ich keinen einzigen fertigen Satz. Doch es reicht mir, nur einen Blick in den Hörsaal zu werfen (...) und stereotyp wie immer, auszusprechen ‚In der letzten Vorlesung waren wir stehen geblieben bei...‘, schon fliegen mir im langgestreckten Schwarm die Sätze aus der Seele und – ab geht die Post. Ich spreche unaufhaltsam schnell, leidenschaftlich, und es scheint die Kraft nicht zu geben, die den Strom meiner Rede unterbrechen könnte. Um gut zu lesen, das heißt nicht langweilig und zum Nutzen der Hörer, muss man, außer Talent, auch Geschick und Erfahrung besitzen, muss man über eine sehr klare Vorstellung der eigenen Kräfte verfügen, über die seiner Hörer und über das, was den Gegenstand der eigenen Rede bildet. Außerdem muss man klar im Kopf sein, muss aufpassen wie ein Schießhund und darf nicht eine Sekunde den Überblick verlieren.“

Ja, das gab es auch: Professoren und Lehrer, die ohne Medien ihre Hörer fesselten. Jeder hat so seine Beispiele. Mein Professor hieß László Vajda und lehrte Ethnologie. Keine Vorlesung ließ ich aus. Vajda war Kult, seine Vorlesungen zogen Studierende aus allen Fakultäten an. Tageslichtfolien verwendet er nie, auch

Tafel und Kreide verschmähte er. An Pausen kann ich mich nicht erinnern, vermutlich hätten sie nur gestört und hätten weniger Vajda bedeutet. Er redete nur im Sitzen, ganz selten im Stehen. Alles didaktische Schweinereien, von denen jeder Rhetoriktrainer dringend abraten würde. Vor ihm auf dem Tisch ein Glas Wasser, daneben eine Schachtel Roth-Händle und ein Aschenbecher. Drei oder vier Zigaretten rauchte er pro Stunde während der Vorlesung und knallte die kurze Zigarette mit Wucht in den Aschenbecher. Wenn er zu reden begann, dann war „Windstille“ wie bei Čechovs Professor. Es knisterte vor Spannung, unsere Köpfe glühten, Blätter wurden vollgeschrieben.

Zuviel Show, kein Flow

Noch deutlicher wird der Unterschied zwischen guter Lehre und Edutainment bei zwei Vorträgen im Rahmen des „Internationalen Kongresses erleben und lernen“, der alle zwei Jahre an der Universität Augsburg stattfindet. Der Erziehungswissenschaftler Horst Rumpf hielt 1998 einen Vortrag „Über die Erlebnisunterströmung menschlichen Lernens“. Rumpf am Rednerpult: übergewichtig, verschwitzt, verunsichert, bescheiden und alles andere als ein guter Redner. Sein Vortrag dagegen: inspirierend, blitzgescheit, faszinierend, einer meiner Höhepunkte als Zuhörer. Vier Jahre später steht der Motivationstrainer Jörg Löhr („Megatrends der Zukunft. Herausforderungen für heute und morgen.“) am Rednerpult und brennt ein Bühnenfeuerwerk ab mit Geschichten, Anekdoten, viel Witz, verständlichen Botschaften, und obwohl er alles nach Lehrbuch richtig macht, erstickt mein inneres Feuer zunehmend im Laufe des Vortrags: zuviel Show, kein Flow.

Aber heute, ja, heute haben wir Powerpoint und prezi.com, der Chemielehrer hat das Zauberdiplom in der Tasche, der Gehirnforschungsgläubige Physikdozent lässt den ganzen Stoff wohllosiert in Kleingruppen erarbeiten, der Biologielehrer bringt jedesmal einen Regenwurm oder ein Silberfischchen oder Ameisen mit, der Religionslehrer frohlockt, weil er das im Humortraining so empfohlen bekam, und der Bildungsstoff des Deutschlehrers ist nicht mehr „Faust“ oder „Katz und Maus“, sondern Harry Potter oder der Esoterikschulzenkönig Paulo Coelho. Manche Universitätsdozenten verbrauchen ihr ganzes Gehirnschmalz für die virtuelle Lehre und haben dann Angst, dass sie über-

flüssig werden. Recht so: Wer von neuen Medien ersetzt werden kann, der hat es verdient.

Bühnenfeuerwerke bis zum Burnout

Frei nach Hegel, folgt der These – Vortrag, auswendig lernen, Papageienprüfung: der Nürnberger Trichter lässt grüßen – die Antithese: der Dozent als Rampensau, Bespaßer, Alleinunterhalter, Entertainer, Showmaster, also in direkter Konkurrenz mit Thomas Gottschalk, Stefan Raab, Youtube und Facebook. Der moderne Lehrer ist fachlich fit, menschlich ein Kumpel und Partner, gilt als saustreng, obwohl der Notendurchschnitt meistens besser als 2,0 liegt, stellt seinen Schülern seine Espressomaschine zur Verfügung und lädt zum Latte Macchiato ein. Ohne Zweifel zerreißen sich viele junge Pädagoginnen und Pädagogen, wollen das Beste für Schüler und Studierende und wissen Bescheid über die neuesten Ergebnisse der Gehirn- und Lernforschung. Ja, lehren und lernen an Schule und Hochschule kann unnötig mühsam sein, voller Monologe und Erklärungen, so dass sie zu Erkläranlagen und Lernbelastungen werden. Heute nähern wir uns dem Gegenteil an: Lernen muss unbedingt Spaß machen und darf keinesfalls weh tun.

Die Lehrer und Dozenten konkurrieren mit übermächtigen Vorbildern, setzen sich so gewaltig unter Druck, dass der Blutdruck steigt. Brennen so viele Bühnenfeuerwerke ab, dass sie sich rasant ihrem Burnout nähern. Dabei ist verdammt wenig wissenschaftlich gesichert, was allgemein als didaktisch wichtig gefordert wird. Allgemein anerkannt ist, dass die Behaltenswahrscheinlichkeit steigt, je mehr Sinne angesprochen werden. Das wird in vielen Seminaren mit schönen Bildern und Charts immer wieder an die Wand gebeamt. Sucht man nach empirischen Beweisen, tut sich unwillkürlich ein gähnendes Loch auf. Das gleiche Wissensloch zieht uns ins Nichts, wenn wir nach den wissenschaftlichen Grundlagen der Lerntypologien fragen. Es ist allgemein anerkannt, dass es auditive, visuelle, haptische Lerntypen gibt. Klingt gut, aber entbehrt jeglicher empirischen Grundlage. Was kann man raten?

Gelassenheit und sieben Ratschläge

- Wichtiger als Medien und Methoden sind Einstellung, Haltung und Persönlichkeit. Bei der Klausur

einer Fakultät, die ich zu moderieren hatte, meinte eine Kollege bei der Vorstellungsrunde, dass das „Studentenmaterial immer schlechter“ werde. Ich habe meine Empörung nicht verborgen und darum gebeten, in meiner Anwesenheit nicht mehr von Studentenmaterial zu sprechen. Wer junge Menschen nicht mag, sie für fortschreitend verdummt hält, ist psychisch zu alt für Lehre und Unterricht.

- Lernen ist nicht immer leichte Kost und darf auch eine Zumutung sein: „Rinnen soll der Schweiß, von der Stirne heiß.“ Ich kann mich noch gut an endlose mathematische Aufgaben erinnern, die ich erst beendete, wenn sie gelöst waren, auch wenn es bis Mitternacht dauerte. Maßstab des Erfolgs ist die Qualität der Lerninhalte und nicht, wie viele junge Menschen in einem Bundesland das Abitur schaffen oder einen Bachelor machen. Es ist wissenschaftlich nachgewiesen, dass man ohne Abitur leben kann. Flow entsteht nur durch Herausforderung, so dass man ganz gefesselt ist vom Lernen. Csíkszentmihályi (2000) hat von Flow gesprochen, Jan Huizinga (1987) von Ergriffenheit, und Immanuel Kant hat festgestellt: „Der Mensch muß auf eine solche Weise okkupiert sein, daß er mit dem Zwecke, den er vor Augen hat, in der Art erfüllt ist, daß er sich gar nicht fühlt“ (zit. nach Heckmair/Michl 2013, S. 155), Und noch eins drauf: Göte, nein Göthe, oder vielleicht doch Goethe in „Dichtung und Wahrheit“: „Wer nicht hart hergenommen wird, wird nicht erzogen.“
- Emotionen sind die wirksamsten Lernkraftverstärker, das ist eine der wichtigsten Erkenntnisse der Gehirnforschung – ganz ehrlich: Viele haben das vorher schon gewusst. In den USA wurden über 5000 Studenten befragt, was sie besonders an ihren Professoren schätzen. Etwa 20 Antworten standen zur Auswahl. Eindeutiger Sieger: Die Leidenschaft und Begeisterung mit der gelehrt wird, steht einsam an der Spitze. Zudem sind wertschätzende Gespräche, Freundlichkeit, Verbindlichkeit – ohne sich anzubiedern – nicht zu unterschätzen.
- Medien und Methoden sind eher marginal, trotzdem darf man raten: Es muss nicht immer Powerpoint sein. Viele Medien könne man ihm wegnehmen, sagte Hartmut von Hentig, aber auf keinen Fall Tafel und Kreide. Sie zwingen uns zur Langsamkeit, wir müssen den Stoff selbst entwickeln, uns überlegen,

wie wir das übersichtlich schaffen. Die Schüler und Studenten schreiben mit, weil es irgendwann weggewischt wird. Wer zu viele fertige Medien verwendet, macht seine Studenten fertig. Nach einer Dekade der perfekten Powerpoint-Präsentationen ist die persönliche Handschrift angesagt, tatsächlich und metaphorisch: auf der Tafel, am Flipchart, an der Pinnwand. Oder vielleicht: der klassische Vortrag ohne Hilfsmittel. Und neben Warming-ups, Befindlichkeitsrunden, Spielen, schönen Bildern, Gruppenkuscheln und hochsensiblen Fragen („Wie geht’s Dir?“) darf es ruhig wieder etwas mehr geben an Inhalten, Fakten, Daten, Forschungsergebnissen, Thesen und Trends.

- Die schöpferische Pause gilt für Studierende und Schüler. Wer lange und intensiv lernt, muss den Stoff verdauen und reifen lassen. Das Gelernte wird im Schlaf geordnet, belehren uns die Hirnforscher. Teilt man eine Studentengruppe in A und B und prüft A am Abend und B am nächsten Tag, dann schneidet die Gruppe B deutlicher besser ab. Die schöpferische Pause gilt auch für Lehrer und Hochschullehrer. Wer nur lehrt, ist einer fortschreitenden Verdummung ausgesetzt. Hochschullehrer können alle paar Jahre ein Sabbatical nehmen, in die Praxis zurückgehen, ein Forschungssemester beantragen. Lehrer haben’s schwerer, wenngleich es ermutigende Beispiele gibt. Mehrere Pausen im Lehrerleben wären dringend nötig.
- Gute Lehrer geben auch schlechte Noten. Das muss sein, denn manchmal spornen sie an zum konsequenteren Lernen, und gerecht ist es auch. Nur gute Noten für alle, wie es manchmal in (sozial-)pädagogischen Fakultäten der Fall war, sind ungerecht und eine Bestrafung für die engagierten und motivierten Studenten.
- Eine förderliche Lernumgebung, eine kooperative Klasse, sich gegenseitig besser kennenlernen: Man lernt besser, wenn man sich gemeinsam bewegt und etwas erlebt hat. Das gilt für Schulklassen genauso wie für Studierende an neuralgischen Punkten ihres Studiums und natürlich auch für Führungskräfte. Bewegtes, erlebnisorientiertes Lernen an besonderen Orten – Wiese, Wald und Wildnis – und zu besonderen Zeiten – Dämmerung, Dunkelheit, Nacht – bildet die Basis für konstruktive Zusammenarbeit und gute Lernleistungen. ■■■

Literatur |

- Čechov, A.: Eine langweilige Geschichte. In: Drei kleine Romane. Ausgabe Berlin 1997, S. 7-82
- Csíkszentmihályi, M.: Das Flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile im Tun aufgehen. Stuttgart 2000
- Handke, P.: Versuch über die Müdigkeit. Frankfurt a. M. 1992
- Heckmair, B./Michl, W.: Von der Hand zum Hirn und zurück. Bewegtes Lernen im Fokus der Hirnforschung. Augsburg 2013
- Huizinga, J.: Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Hamburg 1987
- Rumpf, H.: Über die Erlebnisunterströmung menschlichen Lernens. In: Paffrath, F. H.: Zu neuen Ufern. Augsburg 1998, S. 38-57